

WENN PAPA ODER MAMA KRANK IST

Eine schwere Krankheit belastet die ganze Familie. Für Kinder kranker Eltern ist die Situation besonders schwer. Sie benötigen mehr Unterstützung.

Mama stirbt, Mama stirbt!“, schreit die zehnjährige Sofie im Treppenhaus, als ihre Mutter, die erst vor wenigen Stunden aus dem Krankenhaus entlassen wurde, einen Krampfanfall hat. Die Mutter ist alleinerziehend. Vor fünf Tagen wurde ihr ein

gutartiger Hirntumor entfernt. Sofies Schreie alarmieren die Nachbarn, die einen Rettungswagen rufen und sich um das verängstigte Mädchen kümmern.

Überforderung überall

Viele schwer kranke Menschen werden zu Hause von ihren Familienmitgliedern versorgt, ohne dass diese in das medizinische Versorgungsnetz einbezogen wären. Oft müssen sie sich um den aus dem Krankenhaus entlassenen Partner oder um ihr krankes Kind kümmern. Auf die Aufgaben und Belastungen, die bei der Betreuung auf sie zukommen, sind sie meist nicht vorbereitet.

Für erwachsene Patienten und ihre Partner oder auch Eltern und Geschwister von kranken oder behinderten Kindern bietet das Gesundheitssystem inzwischen verschiedene Möglichkeiten der Entlastung. Sie können sich zum Beispiel an Beratungsstellen wenden, Betreuungsangebote oder psychosoziale Unterstützung in Anspruch nehmen oder in Selbsthilfegruppen Erfahrungen und Informationen austauschen.

Für gesunde Kinder schwer kranker oder behinderter Erwachsener gibt es dagegen bisher nur wenig Unterstützungsangebote. Dabei sind auch sie großen Belastungen ausgesetzt. So müssen sie sich früher und intensiver als andere Kinder mit Krankheit und Tod auseinandersetzen, müssen mit der Angst um den Vater oder die Mutter zurechtkommen und sie manchmal mit versorgen. Die Situation verlangt ihnen große Anpassungsleistungen ab, sie verzichten häufig auf alltägliche Dinge wie gemeinsame Unternehmungen, tragen mehr Verantwortung und müssen mehr als andere Gleichaltrige Alltagsprobleme ohne die Hilfe der Eltern bewältigen.

Ein unbewusstes „Schweigebündnis“

Eltern unterschätzen oft die Auswirkung ihrer Erkrankung auf die Gefühlswelt ihrer Kinder, nicht zuletzt deshalb, weil viele Kinder sich möglichst angepasst und unauffällig verhalten, um die Eltern nicht weiter zu belasten. Umgekehrt versuchen Eltern häufig ihre Kinder zu beschützen, indem sie ihre Krankheit so weit wie möglich von ihnen fernhalten und nicht oder verharmlosend darüber reden. Sie befürchten, dass ein offener Umgang damit erst Sorgen und Ängste bei den Kindern auslösen könnte. Manchmal fürchten sie auch, dass sich ihr Gesundheitszustand verschlechtern könnte, wenn sie über ihre Krankheit und Gefühle sprechen. So kann ein unbewusstes „Schweigebündnis“ zwischen Eltern und Kindern entstehen. Auch die Unvorhersehbarkeit des Krankheitsverlaufs, schwer verstehbare oder nicht sichtbare Symptome, Veränderungen der Persönlichkeit oder der Stimmung des Erkrankten, Verständigungsprobleme über Symptome und Behandlungen, Schwierigkeiten in der Paarbeziehung der Eltern und bei der Alltagsbewältigung, Veränderungen der äußerlichen Erscheinung und zerbrochene Zukunftsentwürfe der Familie belasten die Kinder stark.

Bei der zehnjährigen Sofie führt das dazu, dass sie ihre Mutter nicht mehr im Krankenhaus besuchen möchte. In einer Beratungsstelle für Kinder körperlich kranker Eltern erzählt sie der Therapeutin, dass sie Angst habe, ihre Mama könne sterben und sie käme dann in eine Familie, in die sie nicht wolle. Außerdem möchte sie wissen, wie die Bestrahlung funktioniert. Die Therapeutin vereinbart mit dem Strahlenfacharzt, den betreuenden Nachbarn und der Mutter einen Termin im Krankenhaus. Hier kann Sofie in Begleitung der Therapeutin alle Fragen zur Behandlung stellen. Sie entspannt zunehmend und klettert schließlich auf den Schoß ihrer Mutter.

Kinder, egal welchen Alters, können nicht wirksam von den verschiedenen Stressfaktoren abgeschirmt werden, die mit einer schweren Erkrankung eines Elternteils einhergehen. Umso wichtiger ist es, ihnen gegenüber offen zu sein. Sich mit einer möglicherweise bedrohlichen Wirklichkeit auseinanderzusetzen, ist für sie meist weniger belastend, als mit vagen und diffusen Ängsten und Fantasien alleingelassen zu werden.

Angehörige in die Behandlung einbeziehen

Empirische Studien zur Wirksamkeit familienmedizinischer Interventionen haben nachgewiesen, dass es den Patienten und ihren Angehörigen helfen kann, wenn die Angehörigen gezielt in die Behandlung einbezogen werden. Die medizinische Familientherapie kennt hierfür unterschiedliche Konzepte, von der routinemäßigen Information und Aufklärung der Angehörigen bei schweren Erkrankungen bis hin zu Gesprächen mit mehreren Familienmitgliedern, die von einem Arzt gemeinsam mit einem familienorientiert arbeitenden Psychotherapeuten geführt werden. Obwohl diese Konzepte in der Fachliteratur immer wieder dargestellt werden und sich Patienten in Befragungen eine Einbeziehung ihrer Angehörigen wünschen, werden Familien in Haus- und Facharztpraxen oder Krankenhäusern erstaunlicherweise bisher selten gemeinsam beraten und behandelt. Experten und Betroffene sehen hier einen großen Entwicklungsbedarf, auch weil Krankheits- und Ge-

sundheitsverhalten zu einem großen Maße in Familien gelernt wird und prägend für das weitere Leben sein kann. Wenn zum Beispiel minderjährige Kinder nicht aktiv in die Behandlung und Beratung ihrer kranken Mütter oder Väter einbezogen werden, können sie psychische Begleiterkrankungen davontragen und ein großes Potenzial an Prävention bleibt ungenutzt.

Aus kinder-, jugend- und familientherapeutischer Sicht müssen sich Beratungsangebote flexibel den Bedürfnissen und Belastungen der betroffenen Familien und Kinder anpassen. Dies erfordert von den Helfern fundierte entwicklungspsychologische Kenntnisse. Außerdem sollten Ärzte bei der Behandlung von kranken Eltern deren Kinder berücksichtigen. Für die erkrankten Erwachsenen ist es wiederum wichtig, dass sie in ihrer Elternrolle gestärkt werden und sie für ihre Kinder Hilfe bekommen.

DR. MIRIAM HAAGEN ist ärztliche Psychotherapeutin und Ärztin für Kinder- und Jugendmedizin in Hamburg.

AUS DER SELBSTHILFE

BLAUES KREUZ, KIEL

Die Mitglieder der Suchtselbsthilfe „Blaues Kreuz Kiel-Süd“ organisieren neben ihren regelmäßigen wöchentlichen Treffen ein- bis zweimal im Jahr Tagesveranstaltungen, zu denen auch Angehörige eingeladen sind. Hier informieren sie sie über die Krankheit und beantworten ihre Fragen. Die Kranken und ihre Angehörigen erhalten die Möglichkeit, die Krankheit aus dem jeweils anderen Blickwinkel zu betrachten. Ziel der Veranstaltungen ist es, den Zusammenhalt in den Familien und in den Selbsthilfegruppen zu stärken.

www.blaues-kreuz.de